

Sperbel- und Rappengraben

Autor(en): **Meyer, Karl Alfons**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde**

Band (Jahr): **23 (1961)**

PDF erstellt am: **10.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-244073>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

SPERBEL- UND RAPPENGRABEN

Von Karl Alfons Meyer, Kilchberg b. Z.

Viele Berner ahnen kaum, daß im Emmental jahrzehntelang um die Lösung eines äußerst wichtigen Problems gerungen wurde, das auf den ersten Blick nur forstwissenschaftliche Bedeutung zu haben scheint, sich aber immer deutlicher auch volkswirtschaftlich und für die Erhaltung unserer Landschaft wichtig erwies. Es handelt sich um die uralte Frage nach den Beziehungen zwischen Wald und Wasser. Daß solche bestehen, war von je jedem in freier Natur lebenden Menschen instinktiv bewußt. Waldlosigkeit ist Wüste. In Steppen fand nie eine Ansiedlung statt.

Wenige Beispiele aus dem Altertum mögen bezeugen, daß solche Zusammenhänge schon seit mehr als zwei Jahrtausenden geahnt wurden. Um 380 v. Chr. Geb. schrieb Platon: «Einst, als es noch Wälder auf den Bergen Attikas gab, nahm eine reichliche Erdschicht das Wasser auf und bewahrte es in einer Umschließung von Ton, die dafür sorgte, daß die eingesogene Menge ganz allmählich von den Höhen aus sich verteilte, Quellen speiste, für deren einstiges Bestehen noch erhalten gebliebene Weihstätten Zeugnis ablegen. Aber nun ist die fette und weiche Erde herausgeschwemmt und allein das magere Gerippe des Landes noch vorhanden. So ist denn, was übrig geblieben, wie bei den kleinen Inseln, gleichsam nur noch das Knochengestüt eines durch Krankheit angegriffenen Leibes.» — Und bei Plutarch. um 100 n. Chr. Geb., heißt es in seiner Lebensbeschreibung des Aemilius Paulus: «Als nun Aemilius wahrnahm, daß der dahinterliegende Berg Olympus sehr hoch und mit Waldungen bedeckt war und aus dem frischen Wuchse der Bäume schloß, daß der Berg in seinen Tiefen gutes Quellwasser enthalten müßte, so ließ er am Fuße desselben viele Öffnungen und Brunnen graben, und diese füllten sich denn auch mit reinem Wasser an . . .». Fast selbstverständlich wurde schon mythisch ein Zusammenhang zwischen Wald- und Quellnymphen vorausgesetzt; die Mägde der Kirke z. B. heißen «Töchter der Urquellen und der Gehölze, auch der heiligen Ströme». Als Erichthonios eine heilige Eiche gefällt hat, klagen die Dryaden und bitten Ceres, die Göttin des Wachstums und der Landwirtschaft, um Bestrafung des Frevlers; dieser vermag sich nicht mehr zu sättigen und wird von Hunger verzehrt; die betreffende Metamorphose bei Ovid will zeigen, daß auf Entwaldung Dürre und Unfruchtbarkeit in Feld und Flur folge.

Alexander von Humboldt berichtet im II. Band seines «Kosmos», daß Columbus der Ausdehnung und der Dichtigkeit der Wälder auf allen Bergen die vielen erfrischenden, die Luft abkühlenden Regengüsse zuschrieb, denen er ausgesetzt war, so lange er längs der Küste von Jamaika hinsegelte. Er bemerkt dazu noch, daß «vormals die Wassermenge ebenso groß war auf Madeira, auf den canarischen und azorischen Inseln; daß aber seit der Zeit,

da man die Wälder gefällt hat, die Schatten verbreiten, die Regenfälle dort viel seltener geworden sind.» Humboldt fügt bei: «Diese Warnung ist drei und ein halbes Jahrhundert fast unbeachtet geblieben.»

Von Alters her haben aber auch bei uns Lawinen, Erdbeben, Wildbäche für Einsicht gesorgt, was in Bannlegungen zum Ausdruck kam, so schon 1339 im Muotatal, 1387 in Altdorf (wo die Bäume bluten, wenn ihnen die Axt naht), 1397 für das Urserental, um 1400 in Adelboden; 1488 erließ Bern ein Rodungsverbot.

Geschichtlicher Rückblick beweist, daß infolge fortdauernder Abholzungen ganze Länder ihre ursprüngliche Fruchtbarkeit verloren: Nordafrika galt den alten Römern als Kornkammer; noch Vergil beschreibt im 1. Jahrhundert vor Chr. Geb. die Gegend von Karthago als dicht bewaldet; mit dem Ausrotten des Waldes rückte die Sahara vor. In fast allen Ländern am Mittelmeer war Ähnliches festzustellen, vom Libanon und den anatolischen Bergen im Osten bis zu den spanischen Sierren im Westen. Mit ungeheuren Kosten sucht man seit drei Jahrzehnten die Abruzzen Italiens aufzuforsten. Der dalmatinische Karst ist zum Inbegriff einer infolge Entwaldung zur steinigen, unfruchtbaren, jeder Vegetation entbehrenden, eben karstigen Felslandschaft geworden, ein Knochengerüst nach jenem Wort Platons. In Albanien sind seit der hemmungslosen Abholzung wilde Bergbäche entstanden, die Überschwemmungen verursachen und fruchtbaren Boden zerstören; wo einst ertragreicher Wald und angebaute Felder lagen, gibt es bloß noch Dornestrüpp oder fieberverseuchte Sümpfe. Die Gefahr der Versandung und Verödung kennt in neuer Zeit auch der Mittelwesten der Vereinigten Staaten: wo die ersten weißen Ansiedler noch prächtige, unerschöpflich scheinende Wälder oder grasreiche Prärien fanden, rücken Dünen vor und überschütten die landwirtschaftlichen Ku'turen mit Sand.

Dieser Tatsache der Austrocknung ganzer Länder infolge ihrer Entwaldung steht eine zweite in auffallendem Gegensatz gegenüber, nämlich die Häufung von Überschwemmungen. Diese zweite unheilvolle Wirkung wurde von etwa 1800 an vor allem in Südfrankreich und der Schweiz beobachtet und die Ursache richtig erkannt. Am Abholzen und Abbrennen der Gebirgswälder war weniger die damals drohende Holznot schuld — es gab noch wenige Ersatzstoffe für Holz als Brenn- und Baustoff — als vor allem die beständige Ausdehnung der Weide; sie hat fast überall in Graubünden, im Wallis und in den meisten übrigen Alpengegenden die Waldgrenze um 300 bis 400 Meter herabgesetzt und früher ungehindert auch den Wald selbst durch Verbiß und Trattschwer geschädigt. In Südfrankreich hat die sogenannte «transhumance des moutons», nämlich das Hin- und Herpilgern großer Schafherden fast alle Hügel und Gebirgszüge von Vegetation entblößt. Von kahlen Hängen aber können Wasserfluten bei stürmischen Regenfällen und schmelzendem Schnee nicht zurückgehalten werden; sie strömen ungehindert ins Tal. Es können, ja müssen in diesen Gegenden extreme Trockenheit und plötzliche Überflutung abwechseln — beides höchst verhängnisvoll.

Doch wie sollte man den stets vermuteten und längst behaupteten Einfluß des Waldes auf den Haushalt der Gewässer, die Quellbildung, das Aufspeichern des Wassers, die verhängnisvolle Geschiebeführung der Flüsse usw. wirklich beweisen und wissenschaftlich belegen können? — Als die Problemstellung auftauchte, wurde sie zuerst überwuchert von Schlagworten und unkritischen Behauptungen, die im ersten übertreibenden Optimismus günstigen Einfluß des Waldes auf das Klima überhaupt erblickten und ihm auch Milderung der Temperaturextreme, Verhinderung von Hagelschlag und dergl. zuschrieben. So suchten 1825 Moreau de Jonnés in seinem Werk «Mémoires sur le déboisement des forêts» und später F. v. Löffelholz-Colberg die Folgen der Entwaldung auf nur zu viele Fragen auszudehnen. Kritischer schrieben zwei Schweizer, nämlich Lardy über die auf Zerstörung der Bergwälder zurückgeführten starken Ungewitter der Jahre 1834 und 1839, und Marchand, der 1849 sich u. a. auch auf Berichte französischer Präfekten um 1800 stützte, die den Einfluß der Entwaldung auf die Geschiebeführung der Flüsse schon ganz im heutigen Sinn auffaßten. Sehr wichtig und solche Forschungen weithin anregend wurden besonders auch die 1841 erschienenen «Etudes sur les torrents des Hautes-Alpes» des französischen Ingenieurs Alexandre Surell. In Landshut gab 1857 der bayrische Ingenieur Franz Müller ein Büchlein über die Gebirgsbäche und ihre durch Kahlschläge verursachten Verheerungen heraus. In jenen Jahrzehnten häufen sich schweizerische, deutsche, französische Schriften über das Problem.

Von gewaltiger Bedeutung wurden die auf Veranlassung des Bundesrats 1858 verfaßten Berichte der Professoren Culman und Landolt in Zürich über ihre Untersuchungen der schweizerischen Wildbäche und Hochgebirgswaldungen. Auch der Geologe Arnold Escher von der Linth hatte mitgewirkt. Seit 1834 waren sich Überschwemmungskatastrophen gefolgt; die große von 1868 mahnte schließlich deutlich an die verhängsvollen Folgen der Abholzungen im Einzugsgebiet der Bergflüsse. All das bahnte dem am 24. März 1876 von der Bundesversammlung beschlossenen ersten eidgenössischen Forstgesetz den Weg.

Allmählich war die Einsicht in die Notwendigkeit der Bewaldung auch ins Volksbewußtsein gedrungen, was sich immer mehr in Aufsätzen und Erzählungen ausdrückte. Erwähnen wir nur «Der Alpenwald» von Jakob Frey, «Flut» von Widmer und vor allem Gotthelfs «Wassersnot im Emmental» mit der ergreifenden Schilderung des Losbrechens der alles verwüstenden und überschwemmenden Emmenschlange. Allbekannt ist auch Gottfried Kellers Erzählung vom Fällen der Wolfhartsgeereiche im «Verlorenen Lachen». Man erinnere sich auch, wie erbittert Martin Salander feststellt, daß eine alte, schöne Baumallee gefällt wurde, um — es könnte heute geschrieben sein! — Bauplätze zu erhalten und den Bau einer unnötigen Straße durchzusetzen: «Das sind ja wahre Lumpen, die sich selbst das Klima verhunzen.»

Die *wissenschaftliche Erforschung* des außerordentlich wichtigen Problems

wurde in der Schweiz begonnen. Wir können stolz darauf sein, daß die in der ganzen forstlichen Welt berühmt gewordenen Wassermess-Stationen auf bernische Anregung zurückgehen und im Emmental errichtet wurden.

Im Jahr 1894 stand die Subventionierung der Ifiskorrektion durch den Bund in Frage; er machte sie von Aufforstungen in den Quellgebieten durch den Kanton Bern abhängig; dieser beauftragte seinen Oberförster *Gottfried Zürcher* in Sumiswald mit der Projektierung dieser Arbeiten. Zürcher empfand den Mangel an Grundlagen, zugleich aber auch den Drang, solche zu beschaffen. Sein Brief vom 8. September 1894 an Forstdirektor Regierungsrat *F. von Wattenwyl* in Bern darf als Geburtstag der Emmentaler Versuche aufgefaßt werden. Es hieß darin u. a.: «Wenn für das Ifisgebiet eine vermehrte Bestockung gefordert wird, so will man dadurch den Abflußfaktor herabsetzen. Man sollte daher über die Veränderungen desselben bei wechselnder Bestockung aufgeklärt sein. Nun will es mir scheinen, man könnte ohne allzu große Opfer diesbezügliche Beobachtungen anstellen. Man würde z. B. in dem Gebiet, das in Frage steht, die Einzugsgebiete zweier Rinnen wählen, von denen die eine stark, die andere schlecht bestockt ist. In jedes Tälchen kämen zwei oder auch mehr Regenschirme . . . Der Abflußkanal des kleinen Wildbaches würde an einer Stelle so hergerichtet, daß Geschwindigkeit und Abflußmenge leicht bestimmt werden könnten . . . Schon die Beobachtungen während einiger Gewitter müßten wertvolle Anhaltspunkte für den Einfluß des Waldes auf die Wildbäche der Gegend geben . . . Würde sich die schweizerische forstliche Versuchsanstalt zu einem derartigen Experiment im Emmental entschließen, so würden sich geeignete Objekte im Ursprungsgebiet der Grünen, deren Verhältnisse denen der Ifis analoge sind, finden. Auf dem rechten Ufer des Kurzeneigrabens sind mehrere Rinnen bis zu 90 und mehr Prozenten bewaldet, auf dem rechten Ufer des Hornbaches dagegen sind einige ganz oder fast kahle Tälchen. In der Gegend wohnen mehrere geschulte Bannwarte, die sich wohl als Beobachter eignen dürften.» —

Seit jenem Brief ist die Zeit zweier Generationen verflossen. Blicken wir heute auf jene Anregung des Oberförsters in Sumiswald zurück, so erscheint sie uns geradezu genial und in ihren Folgen bedeutungsvoll. Andererseits aber war die Einschätzung der Schwierigkeiten, die sich solchen Forschungen entgegentürmen, geradezu naiv. Mehrere Hefte dieser Zeitschrift würden nicht genug Raum bieten, die Örtlichkeiten, die Einrichtungen, den Betrieb, die Enttäuschungen und dann doch die großen Erfolge dieser Forschungen über mehr als ein halbes Jahrhundert hin zu verfolgen. Manches Ergebnis wurde durch Mängel der Apparate oder der Beobachtung stets wieder verzögert. Obwohl die beiden Vergleichsgebiete nahe beieinander liegen — geeigneteres könnten überhaupt kaum gefunden werden — war es doch nur ganz selten möglich, ganz gleichartige Gewitter oder Schneeschmelzen oder Landregen herauszufinden. Jedes Gewitter hat seinen eigenen, für vergleichende Forschungen rücksichtslosen Charakter, bedingt durch klimatische und standörtliche Verhältnisse.

Die Lösung eines Rätsels stellte neue auf; so verschob sich z. B. die Fragestellung auf Untersuchungen der physikalischen Eigenschaften der Wald- und Freilandböden. Beim oft störenden Wechsel im einfachen Beobachterpersonal mußte Interesse und Routine für die vorzunehmenden zeitraubenden und doch gering entschädigten Arbeiten immer wieder erweckt werden. Auch in den Stationen selbst traten Änderungen ein. Die eigentliche Station zum Messen des Wasserabflusses lag natürlich am Ausgang jedes der beiden Gräben; in mittlerer Höhe und zuoberst lag je noch eine Station für Regenmessung und Temperaturaufzeichnungen. Die klassisch gewordenen Namen der Gebiete und Beobachtungsstationen lauten:

Sperbelgraben, ganz bewaldet, mit Kurzeneialp, Kuttelbad, Bisegg.

Rappengraben, schwach bewaldet, mit Riedbad, Untere und Obere Badschwendi.

Nur die wichtigsten Veröffentlichungen seien erwähnt. Im Jahr 1919 erschien der grundlegende, sehr starke XII. Band der «Mitteilungen der Schweizerischen Anstalt für das forstliche Versuchswesen» mit der gewaltigen Arbeit des Direktors Professor *Arnold Engler*: «Untersuchungen über den Einfluß des Waldes auf den Stand der Gewässer». Obwohl Engler glauben durfte, das sehr schwierige Problem, so wie es sich damals stellte, erschöpfend behandelt, ja gelöst zu haben, stand ihm doch die Illusion fern, die Forschung könnte nun aufhören. Es waren im Gegenteil noch viele Mängel zu beheben und die Versuche auszubauen; sogar weitere Stationen wurden gebaut, in Gegenden anderer geologischer Vorbedingungen, nämlich eine Anlage im tessinischen Tal Melera und später noch ein neuer Parallelversuch im freiburgischen Schwarzseegebiet. Die Nachfolge Englers auf diesem Forschungsgebiet hat vor allem Prof. *Hans Burger* übernommen, vervollkommnet und ausgedehnt. Wichtigstes Ergebnis: Der Wald begünstigt Quellbildung, wirkt ausgleichend und vermindert die Geschiebeführung. Mit den Arbeiten im Emmental waren an der forstlichen Versuchsanstalt noch die Namen Knuchel, Nägeli, Meyer, Casparis verbunden. Und wie viele liebe, alte, urwüchsig bernische Namen tauchen in der Erinnerung auf: von Wattenwyl, Balsiger, Fankhauser II und III, von Erlach, Wyss, Flück, Dasen, von Greyerz, auch zwei Alchenberger und unter den Beobachtern und Beobachterinnen so manche Typen, wie sie Gott-helf schilderte. Wer heute noch in allem Lärm und Torenrubel ein Gehör für den heimatlichen Klang von Namen und Landschaften sich bewahrt hat, freut sich z. B. auch über ein nur im Napfgebiet, dort aber gehäuft vorkommendes Wort, das ihm eine ganz bestimmte, eng begrenzte Gegend vor Augen bringt: *Enzi*. Mit ihm erscheinen vor uns stets, wo wir auch seien, jene Gräben und Krächen, Nagelfluhfelsen und Tannenwälder, von Schnee und Sturm gebeugte Buchen auf den Kämmen, Weiden und Matten, einsame Pächterhäuser.

Die gleiche Landschaft läßt sich sonst nicht finden. Doch die Emmentaler Stationen regten zahlreiche ähnliche Untersuchungen an. Es folgten Forschungen gleichen Zwecks in den USA, Indien, Java, der Tschechoslowakei, Japan.

Ja, Japan! — Mehrmals hatten wir Japaner in den Sperbel- und Rappengraben zu führen. Da dürfen wir vielleicht ein kleines Erlebnis erwähnen, das manche Leute lehren mag, wie es nicht einfach ist, sich mit Asiaten zu verständigen.

Wenn die Japaner und ich nachts noch im Dorfgasthaus beieinander saßen, gab es gelegentlich verwunderte Fragen der Eingebornen zu beantworten. Sie sahen in mir etwas wie einen Menagerieleiter und waren erstaunt, wenn ich ihnen erklärte, was für berühmte Leute aus dem fernsten Osten hier im Emmental etwas lernen wollten. Die japanischen Gäste saßen todernst bei diesen Auseinandersetzungen, von denen sie kein Wort verstanden — was manchmal gut war. Noch verblüffter wären freilich meine Landsleute gewesen, wenn sie ihrerseits unsern englisch geradebrechten Gesprächen hätten folgen können. Damals ist mir aufgegangen, welche Welten nicht bloß räumlich zwischen Japan und dem Emmental liegen — was wären heute Räume! Weit größere Fernen trennen die Seelen der beiden neben mir sitzenden Menschen Matsui Terazaki und Christian Alchenberger. Es soll hier gar nicht von Buddhismus und Konfuzianismus, von höchst verschiedenen Religionen, Sprachen, Rassen, Lebensgewohnheiten die Rede sein. Man erwarte keine philosophische Untersuchung. Auch Äußerlichkeiten seien nicht erwähnt; es bekümmert uns jetzt nicht, wenn eine japanische Geisha sich ein wenig anders kleidet als Frieda Schüpbach oder wenn dort Weiß, da Schwarz als Farbe der Trauer gilt. Nein, eine Kleinigkeit zeigte den klaffenden Abgrund zwischen jenen und uns.

Beiläufig fragte ich Herrn Forstrat Terazaki, ob er Professor Fujioka in Korea kenne, den kleinen, äußerst lebhaften Gelehrten, den ich vor einigen Jahren auch hieher begleitet habe? — Da lachte Terazaki laut auf: «O ja, Fujioka habe ich sehr gut gekannt!» Ich vermutete, seine Heiterkeit lasse auf ruhmvolle Beförderung des Professors schließen. Doch Terazaki fuhr fort: «Haha!» (schallendes Gelächter). «Ein Erdbeben hat ihn ja verschüttet, hi, hi! Ihn und sein ganzes Institut!» — Und während ich betroffen verstummte und schließlich dem traurig Verunglückten eine halbe Minute ernsten Schweigens und eine betrübte Miene widmete, strahlte das Gesicht Herrn Terazakis, und seine Wonne teilte sich sogar dem ahnungslosen Chrigu mit. Ich hütete mich, dem biederem Emmentaler den Grund des Lachens und der offenkundigen Fröhlichkeit des Japaners mitzuteilen, denn er hätte eine üble Meinung gefaßt, die der Fremde wohl nicht verdiente und die ich ihm ersparen wollte. An östliches, mongolisches, tatarisches, russisches Lächeln und Lachen auf jeder Ebene aber sollten heute jene allzuvielen Toren denken, die sich durch völlig anders verstandene Worte wie «Freiheit», «friedliebend» u. dergl. blenden lassen.

Was habe ich in jenen Gräben nicht alles erlebt! Eine ganz unwissenschaftliche, unmoderne Rührung ergreift mich, wenn ich an jene Landschaft zurückdenke, wo ich während vier Jahrzehnten bei jeder denkbaren Witterung so oft arbeiten durfte: bei Hitze, bei schweren Gewittern, bei Schneestürmen,

an Tagen, da alles zu ergrünen begann und auf nur vom Unterförster und mir begangenen abgelegenen Bergmatten Tausende der allerliebsten Frühlingsenzianen blühten, von denen wir aber viele auch im spätesten Herbst wiederfanden, wenn die vor einem halben Jahr grünen Blätter nun gelb, braun, rot geworden waren oder schon am Boden faulten. Wie oft bin ich dort noch Auerhähnen begegnet; einmal hob sich einer vom Strauch weg, unter dem ich gerade meinen Rucksack auspackte, und flog zur Unghürflue gegenüber. Dort in der Nähe steht mein lieber alter Dähl — die fast einzige Föhre des Napfgebietes. Grimm ergreift uns, wenn vor einigen Jahren ein bekannter bernischer Schriftsteller in der Neuen Zürcher Zeitung diese Gegend schildern durfte und den obern Waldgürtel von Kiefern gebildet sah ... dieses norddeutsche, aus Kienföhre verdorbene Wort ist im Kanton Bern nur den Oberförstern bekannt, und der Baum selbst, die Föhre, Forche oder bernisch Dähle fehlt in dieser für sie zu feuchten Landschaft fast ganz. Als noch ernstern Fehler empfinden wir es, wenn ein vielgerühmter Biograph Jeremias Gotthelfs ihn zwar fast hymnisch preist, aber derart gründlich vorgeht, daß er Nächstliegendes übersieht. Er trägt Angaben über Bronze- und Steinzeit, Hallstattperiode und Jurameer zusammen, das auch das Emmental einst bedeckte und daher die Verantwortung für Gotthelfs gelegentliche, uns ganz nebensächlich vorkommende Erwähnungen des Ozeans tragen soll; wenn Gotthelf einmal vom Hochgebirge spricht, dessen Gipfel Jungfrauen seien, von deren Gewändern die Flüsse wie Silberbänder flattern, so erkennt der Biograph in diesem Vergleich «die erotische Identifikation, die Gotthelf, alten Träumen folgend, hier vollzieht.» Aber dieser psychoanalytische Tiefendeuter weiß nicht, daß Gotthelf im Murten des großen Schweizer Sieges kurz vor dem Franzoseneinfall 1798 geboren wurde, daß in seine Kindheitstage die Kämpfe der Schwyzer und Nidwaldner fielen; er ahnt nichts davon, daß im März 1798 vor dem Fall Berns bei Grenchen Maria Schürer im Kampf gegen französische Husaren getötet wurde — vermutlich das Urbild von Elsi, der seltsamen Magd. Ja, wenn es wenigstens Preußen gewesen wären! Und Gotthelfs großartige Vorwegnahme kommunistischer Phrasen in «Jakobs Wanderungen» hätte wohl auch näherliegende Vergleiche ermöglicht als das Jurameer oder der von der Hochgebirgsjungfrau ausgehende «erotische Unterstrom».

Wie in dem für die Ämter Emmental und Thun typischen Plenterwald, ungleichalterig und gemischt aus Weiß- und Rottannen und Buchen, Licht und Schatten wechseln, so bei Gotthelf Humor und Tragik. Mitten in unsern Gräben der Wassermess-Stationen liegen sowohl das ganz vom Wald umgebene und längst vereinsamte Kuttelbad, der Schauplatz von «Michels Brautschau»: wenn Micheli mit Sämi und dem Bären hier die Jumpfern von der Rosebabisegg antraf, sind sie kurz vorher an jenem alten Dähl vorbeigewandert, der damals schon ein alter, erfahrener Baum war. Stürme und Schneelasten haben ihn oft gebeugt und ihm starke Äste gebrochen; seine Krone wurde vom Blitz getroffen; man sieht ihm an, was er in Jahrhunderten erduldet; seine heute

fast grotesken Wuchsformen zeigen, wie er bald links, bald rechts einem Druck ausweichen mußte und doch immer wieder nach oben und dem Licht zustrebte, dessen der Dähl mehr bedarf als die Weißtanne. — Im andern Graben aber, bei der Hornbachpinte, steht das Bauernhaus, in dessen Pfosten einst zur furchtbaren Pestzeit die schwarze Spinne eingeschlossen worden war.

Doch wer kennt in seinem ureigensten Gebiet seinen größten Schilderer? Er gilt als volkstümlich, aber das Volk weiß wenig von ihm. Seine Werke mußten einst zuerst in Berlin erscheinen, der Sohn Richard Wagners hat ihn gerühmt und von mir das Bildnis Gotthelfs gewünscht; aber wenn ich im Kuttel- oder Riedbad, auf Lüdern- und Kurzeneialp nach ihm fragte, wußte man nichts. Mehrmals habe ich Beobachtern und Pächtern einige Erzählungen Gotthelfs gebracht, doch nie konnte ich beim nächsten Besuch der Wassermess-Station erfahren, ob sie wirklich gelesen worden seien. Statt des Bernergeistes zeigt sich Zeitgeist, im einfachen Wirtschäftlein findest Du Blick und Quick und Sport ... Vor lauter Fernsehen wird keine Nähe und nichts Eigenes, Urwüchsiges gesehen. Wehmut, wenn nicht Groll ergreift mich, wenn ich daran denke, wie bis in abgelegenste Emmentaler Gräben und — weit schlimmer! auch in den Seelen ihrer Bewohner — «Errungenschaften» modernster Zeit sich zeigen.

Doch mit einer freundlicheren Erinnerung wollen wir Abschied nehmen. In der ganzen Schweiz wurde von der größten Tanne unseres Landes gesprochen, als sie am 19. Dezember 1947 im Beisein des Bundespräsidenten gefällt worden war. Es war die ehrwürdige Dürsrütitanne ob Langnau. Ein vom Sturm gestürzter Nachbarbaum hatte sie verwundet; ungerne entschloß man sich, die «erst» etwa 340 Jahre alte, mächtige Tanne durch Holzhauerkunst zu fällen; wäre sie, an jener Wunde krankend, vom Winde geworfen worden, würde sie wohl Nachbarn und Jungwuchs erschlagen haben. Bei ihrem Tod hatte sie eine Höhe von 53 Metern erreicht, und ihr Durchmesser in Brusthöhe betrug 1,42 Meter, auf dem Stock sogar 2,15 Meter. Der gewaltige Baum war mir schon lieb, als ich in ihm als Kind die Märchentanne Peter Munks im «Kalten Herz» Hauffs sah, noch viel lieber, als Jahrzehnte später mein Töchterchen ihn mit jungen Ärmchen zu umfassen suchte. Bei der Fällung sah man alte Bauern, die den Stamm wie liebkosend zum Abschied streichelten. Das rührte uns um so mehr, als wir die Kargheit im Zeigen ihres Gefühls der leider auch allmählich aussterbenden altväterischen Leute der Gotthelf-Landschaft von altersher kennen; galt es, einem auswandernden Sohn, ja einer sterbenden Tochter Lebewohl zu sagen — dann fanden sie wenige Worte und scheuten sich, ihre tiefe Ergriffenheit zu zeigen — aber die liebe Dürsrütitanne, die durften sie streicheln.

Noch stehen dort mächtige Tannen; aber ob ich sie und meinen lieben alten Dähl noch einmal sehen werde?